

de Kriegs-
Unverficht
haft.
ausführungen
monymie Ju-
namen der
den Wunsch

nach immer
unten, und
stige Neu-
indlich und
Sonntag
achten, wie
die Schwer-
bracht, die
abgespannt
in keiner
ist irgend-
aus dem
die noch
durchbarkeit
nicht kennen
obliegenheit,
einem kam
anbeten, die
opten, auch
tragen zu
unter den
herstehle.
gehoffen.
überhaupt
leise Zeilen,
pflicht zu
ist, und
Sonntag,

ufhaener.
radvereins
abends
ereins.

n über

che.
ommen!
ein
d.

ären
trasse.

ier.
vom Pass.
d in den
e h.

offeln.
g der Kar-
mar die Be-
nung der
eileverkauf
und Böck-
schung vom
ungen vom
änderung
nimmt:

om 7. Dr-

ffeln wird

s liefert, so
lohn zu bi-

r, soweit et
d hat.

Gefängnis
ark bekräft:
et;

auffordert,
ich zu einem

Beurteilung
auch kann
annt werden.

eister.

re

Unchoner
schorbräu.

irtz.

Monatlicher Bezugspreis:
Durch unsere Träger 80 Pfg.,
unter Kreuzband 80 Pfennig.
Vierteljährlicher Bezugspreis:
Durch die Post 90 Pfennig.

Erscheint
Mittwochs und Samstags.
Druck und Verlag von
Josef Roth, Bonn
Breitstraße 15.
Fernruf 515.



Volksmund

Unser Wahlpruch:
Gleiches Recht für Alle!

Anzeigenpreis: Die ein-
spaltige Kolonelle oder deren
Raum 10 Pfennig; für aus-
wärtige Auftraggeber 20 Pfg.
Reklamen 80 Pfg. die Zeile.
Verantwortlicher Schriftföher:
G. Schmidt, Bonn.
Privatwohnung:
Dörschstraße 7.
Fernruf 518.

St. 12.

Mittwoch, den 9. Februar 1916

11. Jahrgang

Zensurfragen und Weltkrieg.

Uns Deutschen wird häufig vorgehalten, wie streng die Zensur in den feindlichen Ländern ist, wenigstens in den feindlichen Festlandstaaten. Denn daß sie in England streng sei, können kühne Leute allenfalls behaupten, aber nicht beweisen. Vergleichen wir nun den vermeintlichen Druck der Zensur in Frankreich, Italien und Rußland mit den Rundgebungen, die von dieser drückenden Zensur doch gekollert werden, so kommen wir aus dem Staunen nicht heraus. Clemenceaus „Gefesselter Mensch“ raselt allerdings furchtbar mit seinen Ketten, aber diese Ketten sind merkwürdig lang geraten, der Körper kann sich noch ganz gehörig bewegen, und er tut es. In Italien soll die Zensur angeblich jede Bewegung der Kritik vernichtet haben. Man lese jedoch, welchen heftigen Tadel sich Salandra und Sonnino gefallen lassen müssen, wie kräftig sie der Unfähigkeit beschuldigt werden, um auch hier auf merkwürdige Gedanken zu kommen. Gewiß es ist ausgeschlossen, daß bei uns gleiche Töne angeschlagen werden könnten. Wir sind ja im Einklang mit unserer Regierung, und es kann uns, dem gemeinen Wohl zuliebe, nicht schwer fallen, diesen Einklang durch vorwiegendes Schmeicheln und zuweilen ja auch durch Sprechen zu betätigen. Was Rußland betrifft, so sind wir Deutschen manchmal geradezu fassungslos angesichts der Leidenschaftlichkeit und Unbeherrschtheit, mit der die Petersburger und Moskauer Blätter die Kriegsführung kritisieren, die inneren Schwierigkeiten schildern, weitgehende Forderungen an die Regierung mit manchen heftigen Drohungen richten. Auch hier ist freilich zu sagen, daß Ähnliches bei uns nicht möglich wäre, weil jede Vorbedingung fehlt; jedoch wollen wir auch nicht vergessen, daß jedes Volk seine eigenen kleinen und großen Schmerzen hat, so daß Vergleichungen mit anderen Völkern wenig nützen. Jedes muß aus sich heraus seine besonderen Zustände und Bedürfnisse in Ordnung bringen. Wir würden die Freiheit der Aussprache, die trotz aller Zensurverhinderungen in Frankreich, in Italien und in Rußland besteht, sehr wohlwollend niemals zu Vorwürfen und Beschwerden gebrauchen, wie sie in jenen Ländern laut werden, denn wir haben bei uns keinen Parallellismus zu den Verhältnissen, gegen die sich die Kritik in den feindlichen Staaten kehrt. Aber gerade je ausgeglichener der deutsche Gesamtzustand ist, desto eher sollte es möglich sein, eine größere Deutlichkeit in der Beurteilung und namentlich in der Behandlung der Friedensfrage wie der Kriegesfrage zuzulassen, auch die Erörterung über die Steuerfragen von manchen Hemmnissen zu befreien. In beiden Beziehungen sehen wir indessen bisher noch nirgends eine zunehmende Geneigtheit der Regierung, den mit so vieler maßvoller Zurückhaltung geäußerten Wünschen aller Parteien und ihrer berechtigten Vertretungen ausreichend entgegenzukommen. Das Verlangen, daß beispielsweise in den Steuerentwürfen eine freiere Kritik geübt werden könne, ist von der Regierung dahin beantwortet worden, daß gewiß das Mögliche geschehen solle, aber die Kritik dürfe

nicht gehässig und nicht vorlegend sein. Also doch Zensur. In der Krieges- und Friedensfrage nun gar soll vollends alles bleiben, wie es bis dahin war. Wie lassen uns das ja gefallen nicht einmal mit besonderem Unwillen, sondern wirklich mit der gebotenen Einsicht in ein uns auferlegtes Schicksal, das dadurch ertragen werden kann, weil es eines Tages doch von selbst wieder hinwegwird. Immerhin sollte erwogen werden, daß die Aufklärung des Volkes über erhebliche Vorgänge leichter möglich sein würde, wenn auf diesem Gebiete ein größerer Spielraum gestattet wäre. Wir denken dabei an zwei, sich jetzt in den Vordergrund drängende Probleme, an den bevorstehenden Friedensschluß zwischen Österreich-Ungarn und Montenegro und an die merkwürdigen, einseitigen nur ungenügend zu durchschauenden Vorgänge in der belgischen Regierung. Der Friede zwischen dem Donauraiche und Montenegro ist doch schließlich eine Angelegenheit, die uns sehr nah angeht. Es wird viel davon abhängen, ob und wie dies Ereignis Grundlinien der künftigen Balkanpolitik zieht, an der wir genau so wie unsere Freunde an der Donau mit unseren höchsten Interessen beteiligt sind. Wenn wir auch das Vertrauen haben sollten, daß ein der Größe der Aufgabe entsprechendes einheitliches Programm besteht, so kann man es uns nicht verhehlen, wenn wir den Wunsch haben, wenigstens einigermaßen, wenigstens mit Andeutungen, die doch ohne Gefährdung der Aufgabe gemacht werden könnten, unterrichtet zu werden. Bisher ist das nicht geschehen, vielleicht geschieht es noch. Versuche, die in Betracht kommenden Stellen durch das Mittel der Presse zum Herausreten aus ihrer Schwermut zu bewegen, würden, wie wir annehmen, wohl schon im Entschieden schlagend, denn die Kunst, Unschönes doch zu sagen, hat schließlich ihre Grenze. In Bezug auf das belgische Problem (sodann haben wir sehr zu hoffen, daß sich in Havre eigentümliche Dinge vorbereiten werden, von denen bei uns aber auch nicht mit wünschenswerter Deutlichkeit gesprochen werden kann. Der Nichtbezug der belgischen Regierung zum Abkommen der feindlichen Großmächte, betreffend einen gemeinsamen Friedensschluß, und die Ernennung des früheren belgischen Gesandten in Berlin zum Minister des Auswärtigen, beide Ereignisse scheinen darauf vorzubereiten, daß König Albert und seine Ratgeber einen Weg suchen, den sie zu ihrem Schaben so lange verschmäht hatten. Die belgische Frage würde auf diese Weise stark in die vorderste Linie rücken, aber wir müssen uns damit begnügen, auf diese Tatsache nur hinzuweisen, weiteres muß verschwiegen bleiben. Mindestens dies jedoch wird wohl gesagt werden können, daß Ueberlegungen möglich sind.

Schlagzeile: Gellert.

Deutschland und Österreich-Ungarn werden durch die Hammerfrage eines ungeheuren Schicksals immer fester zusammengeführt, beide Reiche werden auch nach dem Kriege die Ge-

meinsamkeit pflegen und ausbauen müssen, die ihnen durch die Feinde in einem über die bisherigen Bündnispflichten hinausgehenden Maße aufgezwungen worden ist. Wir haben in den Wiener Besprechungen des Schatzsekretärs Helfferich einen sehr wichtigen Vorgang zu erblicken. Offenbar gilt es, die Grundlinien für die Ueber-einstimmung der Salutapolitik zu gewinnen, wir möchten jedoch annehmen, daß sich die Kon-ferenzen nicht bloß auf diesen Punkt beschränken, sondern zugleich das weite Gebiet der Deckung für die Kosten des Krieges erfassen werden. Das will sagen, daß eine gewisse Uebereinstimmung über die Steuerfragen angestrebt werden wird, womit es dann wieder in unlöslicher Verbindung steht, daß zugleich wirtschaftspolitische Aufgaben werden behandelt werden, die auf Parallellismus der Wirtschaftspolitik und damit auf eine engere wirtschaftspolitische Annäherung hinstellen. Man kann, wie sehr verständlich, über diese Dinge zunächst nur allgemein und ungefähr sprechen. Niemand weiß ja und kann wissen, welche Vorschläge von einer der beiden Seiten gemacht werden mögen, wer der anregende und wer der empfangende Teil ist, wie weit oder wie nahe die Grenze der wünschenswerten Ueberein-stimmung gezogen werden soll, wie viele innere Hemmnisse sich einem Werke entgegenstellen mögen, dessen Nützlichkeit auch dann anerkannt werden wird, wenn solche Hemmnisse ihr Ge-wicht nicht lassen. Das alles ist uns und jeder-mann, wie gesagt, unbekannt und wird bis da-hin, wo die Regierungen mit Eröffnungen her-vortreten, auch unbekannt zu bleiben haben. Aber selbst ist heute schon erkennbar, daß die beiden verbündeten Reiche gemeinsame Wege einschlagen wollen. Wenn uns die Zukunft in irgendeiner Form ein wirtschaftspolitisches Zu-sammenwachsen bringen sollte, so wäre es die naturgemäße Voraussetzung, daß die Steuer-erhebung gleichmäßig und gleichmäßig auf denselben Ton abgestimmt wird, soweit dies möglich ist. Wie uns also beispielsweise berichtet, daß unser Schatzsekretär in Wien zu erfragen wünscht, in welcher Weise man in Österreich und sodann auch in Ungarn das ertragreiche Gebiet einer Kriegsgewinnsteuer zu beackern vorhat, so finden wir darin einen bedeutsamen Anhaltspunkt für die Wahrung des Geistes, aus dem heraus die Besprechungen stattgefunden haben. Wir erinnern daran, daß schon einmal, unter dem Fürsten Bismarck, der Gedanke einer wirtschaftlichen Annäherung zwischen Deutschland und dem Donauraiche erwogen worden ist. Es war die Zeit nach dem Abbruch des Bündnisses, dessen Aufnahme in die Gesetzgebung hier und dort durch die Zustimmung der Volksver-tretung vorübergehend in Betracht gezogen worden war. Der deutsch-ungarische Abgeordnete Gaido-v. Baumgarten hatte dem Fürsten Bismarck Vor-schläge in der Richtung einer beiderseitigen Aus-gleichung von Zöllen und Steuern gemacht, aber alle diese Anregungen blieben ohne Ergebnis, und es wurde u. a. gegen sie eingewendet, daß ein gemeinsamer organischer Aufbau zwischen zwei

Staaten unmöglich sei, von denen der eine Tabaks-monopol habe, der andere nicht. Wir können die damaligen Vorgänge hier nur flüchtig streifen, wollen aber aus ihnen die Lehre ziehen, daß, wenn jetzt ein Zusammenschluß stattfinden soll, die Vorbedingungen auch auf dem Gebiete der Steuerfragen geschaffen werden müssen. Der Hinweis darauf, daß Helfferich in Wien das Problem der Kriegsgewinnsteuer besprochen wird, läßt die Erwartung zu, daß diese notwendigen Vorbedingungen auch wirklich hergestellt werden sollen. Man darf wohl mit Zuversicht darauf bauen, daß der Schatzsekretär mit positiven Er-gebnissen von Wien zurückkehre.

Charles Woeffe.

der einst einflussreiche Führer der belgischen Katholiken, der mit Malou seinerzeit die liberale Herrschaft führte und das erste liberale Ministerium bildete, hat sich in dieser Zeit des allgemeinen Unfortunes in Belgien anscheinend vollständig zurückgezogen; wenigstens wurde sein Name nicht mehr erwähnt. Jetzt wird bekannt, daß er in dieser Zeit keineswegs untätig gewesen ist. Er hat Belgians Kriegsteilnahme für einen schweren Fehler gehalten und in der denkwürdigen Nacht des 3. August 1914 für die Annahme des deutschen Ultimatus gestimmt. Charles Woeffe hat sich seitdem bemüht, Belgien vom Biederband loszulösen und zum Sonnen-lande mit Deutschland zu veranlassen. Selber glaubten die belgischen Biederbandentschlüsseln in Havre die wohlgemeinten und durchaus patri-otischen Ratschläge des einst so einflussreichen Katholikenführers in den Wind schlagen zu müssen, und Staatsminister Woeffe geriet in den Geruch der Deutschfeindschaft. Ihm wird es auch in die Schuhe geschoben, im Grunde mit den ebenfalls in Havre in Ungnade gefallenen Nuntius Tacca-Portelli den Papst bewegen zu haben, den belgischen Regierungskandidaten für den Bischofsstuhl in Tournai abzulehnen und sich für den der deutschen Regierung genehmen Wgr. Dierckx zu entscheiden. Das stille aber eifrige Werben Woeffes eröffnet die Aussicht auf bessere Zeiten für das schwergeprüfte Land, denn es in der Stunde der Gefahr an einem von nüchternen Ueberlegung bedienten starken Willen schlie.

Vom Weltkrieg.

Widerstandsergebnisse bei unseren Feinden.

Die Daily Mail hat neulich mit ihrer Verwunderung nicht zurückgehalten über das geringe Maß von Wissen, das amerikanische Jünglinge im Alter von 18 und 20 Jahren, die eine Schule besuchten, bei einer Prüfung über den Weltkrieg offenbarten. Das englische Blatt meint, die jungen Leute scheinen nur ihr Sport Sinn zu haben und sich um Zeitungen und ihre Resig-keiten nicht zu kümmern. Das dürfte richtig sein. Die jungen Leute der angelsächsischen, französischen und italienischen Kulturstaaten haben in der Tat wenig Neigung, ihr meist mangelhaftes Wissen zu erweitern. Nicht nur in Amerika. Auch im

Aus dem Leben eines Laugentischs.

Von Joseph v. Eichendorff.

11.

Stiebendes Kapitel.

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es fauchte mit lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Messern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da er-schrak ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viel wunderbare Geschichten gehört, und wann ich dann an Sonntagsnachmittagen vor der Mühle im Gasse lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mit Rom wie die liebenden Wollen über mir, mit wunderschönen Bergen und Abhängen am blauen Meere und goldenen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. — Die Nacht war schon wieder lange heringebracht, und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir sah. — Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel bligte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen kleinen Nebelstreif erkennen konnte, wie ein eingekerkelter Löwe auf der heißen Erde, und Berge standen daneben wie dunkle Riesen, die ich bewachten.

Ich kam nun zuerst auf eine große einsame Höhe, auf der es so grau und still war wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes verfallenes Gemäuer oder ein trockener, wunderbar gemauerter Brunnen; manchmal schwirren Nacht-vögel durch die Luft, und mein eigener Schatten lag immerfort lang und dunkel in der Einsam-keit neben mir her. Sie sagen, daß hier eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt

und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraussteigen und bei stiller Nacht über die Heide gehen und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt lag immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Tore und die goldenen Ruppeln glänzten so herrlich im hellen Mondschine, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewän-dern auf den Zinnen und sangen durch die stille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich erst an kleinen Häu-fern vorbei, dann durch ein prächtiges Tor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Palästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lümpiger Kerl wie ein Toter in der lauen Nacht auf den Marmor-schwellen und schlief. Dabei rauschten die Brun-nen auf den heißen Pflästen, und die Gärten an der Straße kuckelten dazwischen und erfüllten die Luft mit aquilenden Dämonen.

Wie ich nun eben so weiter fortgeschlenderte und vor Vergnügen, Mondschine und Wohlgeruch gar nicht wiß, wohin ich mich wenden sollte, läßt sich tief aus dem einen Garten eine Öltäre hören. Mein Gott, denk ich, da ist mir wohl der tolle Student mit dem langen Ueberroche heimlich nachgesprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten, aber aus lieblich zu singen. Ich stand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der schönen gnädigen Frau und daselbe weiche Liedchen, das sie gar oft zu Hause am offenen Fenster gesungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die schöne alte Zeit mit solcher Gewalt auf Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der stille Garten vor dem Schlosse in früher Morgenröthe, und wie ich da hinter dem Strauche so still saß, wie ich die dumme Fliege in die Nase sog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zierstern über das Gittertor und

schwang mich in den Garten hinunter, woher der Gesang kam. Da bemerkte ich, daß eine schlanke weiße Gestalt von fern hinter einer Pappel stand und mit erst verwundert zuckte, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal so schnell durch den dunklen Garten nach dem Hause aufsprang, daß man sie im Mondschine kaum sehen konnte. „Das war sie selbst!“ rief ich aus, und das Herz schlug mir vor Freude, denn ich erkannte sie gleich an den kleinen geschwundenen Füßchen wieder. Es war nur schlimm, daß ich mir beim Herunterspringen vom Gittertor den rechten Fuß etwas verletzten hatte, ich mußte daher erst ein paarmal mit dem Beine schlenkern, ehe ich zu dem Hause nachspringen konnte. Aber da hatten sie unterdes Tür und Fenster fest ver-schlossen. Ich klopfte ganz heftig an, hörte aber nichts, als wenn es drinnen leise flüsterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwischen den Jalousien im Mondschine hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles still.

Sie weiß nur nicht, daß ich es bin, dachte ich, zog die Geige, die ich allezeit bei mir trage, hervor, spazierte damit auf dem Gange vor dem Hause auf und nieder und spielte und sang das Lied von der schönen Frau und spielte voll Ver-gnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den schönen Sommernächten im Schloßgarten oder auf der Bank vor dem Jolihause gespielt hatte, daß es weit bis in die Fenster des Schlosses hinüberklang. — Aber es half alles nichts, es kicherte und regte sich niemand im ganzen Hause. Da strakte ich endlich meine Geige traurig ein und legte mich auf die Schwelle vor die Haus-tür, denn ich war sehr müde von dem langen Marsche. Die Nacht war warm, die Blumen-beete vor dem Hause dufteten lieblich, eine Wasserfontäne weiter unten im Garten plätscherte immerfort dazwischen. Mir träumte von himmel-blauen Blumen, von schönen dunkelgrünen, ein-

samen Gräben, wo Quellen rauschten und Bach-lein gingen und hunte Vögel wunderbar sangen, bis ich endlich tief einschlief.

Als ich aufwachte, riefte mich die Morgen-luft durch alle Glieder. Die Vögel waren schon wach und zwitscherten auf den Bäumen um mich herum, als ob sie mich sehr stark haben wollten. Ich sprang rasch auf und sah mich nach allen Seiten um. Die Wasserfontäne im Garten rauschte noch immerfort, aber in dem Hause war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalousien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sofa und ein großer runder Tisch, mit grauer Leinwand verhängen, die Stühle standen alle in großer Ordnung und unerrichtet an den Wänden herum; von außen aber waren die Jalousien an allen Fenstern heruntergelassen, als wäre das ganze Haus schon seit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grausen vor dem einsamen Hause und Garten und vor der gefrigen weißen Gestalt. Ich ließ, ohne mich weiter umzusehen, durch die heißen Tüden und Gänge und kletterte geschwind wieder an dem Gartentore hinauf. Aber da blieb ich wie ver-zaubert sitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerke in die prächtige Stadt hinunterfiel. Da bligte und funkelte die Morgenröthe weiß über die Dächer und in die langen, stillen Straßen hinein, daß ich laut aufschreien mußte und voller Freude auf die Straße hinunter sprang. Aber wohin soll ich mich wenden in der großen fremden Stadt? Auch ging mir die kon-sultische Nacht und das weiche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. Ich setzte mich endlich auf den feineren Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Plage stand, wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

Wenn ich ein Vögelchen wäre,
Ich wüßte wohl, wohin ich fänge,
Und auch zwei Finglein hätte,
Ich wüßte wohl, wohin ich mich schwingen!

